

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Südafrika

10. Februar bis 28. März 2004

## **Auf dem Land, im Gefängnis und im Fernsehstudio: Die „Rainbow Nation“ und ihr Mediensystem.**

Von Dr. Sonja Kretschmar

Südafrika vom 10.02. – 28.03.2004



# Inhalt

1. Zur Person	314
2. Vorwort	314
3. „Afrika ist ursprünglich auf dem Land, und das afrikanischste aller Medien ist das Radio“ – oder: 24 Stunden Afrika pur	315
4. Die Idee des Multi Purpose Community Centers – und ein Ausflug ins Gefängnis	323
5. Der Film: Gespräch Teboho Malatsi	328
6. Die Presse: Auf einen Tee zum „Star“	330
7. Das Internet: Black Rage	332
8. HIV / AIDS – das ungeliebte Medienthema	333
9. „Giving access“: den Zugang schaffen. Die Gemeinde-Radios	334
10. Das Fernsehen: SABC, größter Nachrichtenproduzent Afrikas	336
11. Die Medienwissenschaft und die NGOs: Prof. Tuwana Kupe und Jane Duncan	338
12. Der Abschied	339
13. Dank	341

## **1. Zur Person**

Dr. Sonja Kretzschmar, geboren am 9.10.1970 in Frankfurt/Main, studierte nach einem Auslandsjahr an der Sorbonne, Paris, Journalistik in Dortmund und Edinburgh. Volontariat bei der „Berliner Zeitung“, Praktika, freie Mitarbeit, Pauschalistin, Urlaubsvertretung bei Tageszeitungen im Print- (WR/WAZ) sowie Online-Bereich (Märkischer Zeitungsverlag), Nachrichtenagentur (DPA), Hörfunk und Fernseh-Redaktionen (SFB, Arte, WDR, NDR).

2001 Promotion an der Universität Dortmund, von 2001-2004 Moderationsredakteurin bei den Tagesthemen (ARD-aktuell, Hamburg), seit 2001 Dozentin an den Universitäten Erfurt, Münster, Leipzig und freie Journalistin.

## **2. Vorwort**

Als ich in der Grundschule war, kam eines Tages ein neues Mädchen in unsere Klasse; ihre Familie hatte vorher in Südafrika gewohnt. Sie wurde meine beste Freundin. In ihrem Haus gab es afrikanische Masken, Batiktücher, gewebte Teppiche an den Wänden und Fotos von Löwen. Südafrika war unvorstellbar weit weg, ein Land voller Geheimnisse und Abenteuer.

Viele Jahre später, nachdem ich Südafrika bereits als wunderbares Urlaubsland kennen gelernt, Nationalparks und die Weingüter am Kap besichtigt hatte, flog ich wieder hin – diesmal als Journalistin.

Zehn Jahre nach den ersten freien Wahlen, zehn Jahre, in denen sich die Medienlandschaft von Grund auf verändert hatte. Ein Land, das eine gewaltsame Vergangenheit getauscht hat gegen eine Gegenwart, bei der Gewalt und die Angst davor ein Teil des Alltags ist. Die Medien versuchen, zwischen Gesellschaftsschichten zu vermitteln, die verschiedener sind als in vielen anderen Ländern dieser Welt. Der Abstand zwischen dem Leben der Schwarzen in den Townships und Dörfern und den Weißen in ihren alarmanlagengesicherten Villenvierteln ist groß. Ich wollte Menschen treffen, die in den Medien des neuen Südafrika arbeiten, die versuchen, einen Dialog zu führen, um zwischen diesen Gruppen Brücken zu bauen.

### 3. „Afrika ist ursprünglich auf dem Land, und das afrikanischste aller Medien ist das Radio“ – oder: 24 Stunden Afrika pur

#### *Die Hinfahrt*

Zehn Uhr abends, mein Handy mit südafrikanischer Nummer klingelt.

Das Handy ist in Südafrika zum wichtigsten Kommunikationsmittel geworden, nicht nur unter den Weißen. Vor allem in den Townships, in denen die Zeit der Festnetzanschlüsse übersprungen wird, sind Handys unersetzlich. Als mögliche Objekte zum Diebstahl haben Handys Fotoapparate abgelöst: natürlich soll man keine Fotoapparate in diesem Land offen tragen, aber auch Handy-Anrufe auf offener Straße anzunehmen ist gefährlich. Man riskiert einen Überfall. Diesen Anruf aber kann ich direkt annehmen: ich bin zu Hause. Das Haus teile ich mir mit einem südafrikanischen Mitbewohner, es liegt in einem sicheren Viertel der Stadt.

„Ja, hallo, Harry hier. Wir wollen doch morgen in den Norden fahren. Aber - können wir uns nicht auch dort, an der Radio-Station, treffen? Ich muss noch Verwandte besuchen.“

Harry Letsebe arbeitet in Johannesburg für die Media Development & Diversity Agency (MDDA), eine staatliche Organisation, die unabhängige und gemeinnützige Medien in Südafrika fördert. Schwerpunkt der Arbeit sind die „Community Radios“, Gemeinderadios. In einem Land, wo der Analphabetismus hoch ist, der Transport von Zeitungen schwierig und Fernseher für die ganz Armen sehr teuer sind, ist das Radio einfachstes und billigstes Medium, um zu informieren.

„Du meinst, ich soll da alleine hinfahren?“ Völlig ausgeschlossen. Mein Leihauto von „Rent a wreck“, ohne dass ich in einem Land fast ohne öffentlichen Nahverkehr nicht arbeitsfähig wäre, ist nur in Johannesburg und im nahen Umland ein sicheres Transportmittel. Wenn ich am Ende der Welt liegen bleibe, was bei diesem Auto wahrscheinlich ist, holt mich niemand von der Verleihfirma ab. Der Service, das bei Problemen sofort Mitarbeiter kommen und das Auto reparieren, beschränkt sich auf das Stadtgebiet und einen Radius von etwa 60 Kilometern. In meiner Zeit mit dem fahrenden Autowrack habe ich ihn mehrmals nutzen müssen.

Eine Autopanne gehört zum Alptraum der Südafrikaner: schon normale Überfälle kommen häufig vor, in manchen Gegenden des Landes werden Straßen absichtlich mit Hindernissen blockiert, um die Fahrer beim Anhalten auszurauben. Ein liegen gebliebenes Auto und vor allem dessen Fahrer sind eine leichte Beute.

„Nein Harry, das ist zu gefährlich mit meinem Auto.“ Zum anderen würde ich dieses Radio niemals finden, Beschilderungen und Straßenkarten sind, abseits der Touristenstrecken und der großen Städte, kaum vorhan-

den. „Dann komme ich lieber mit zu den Verwandten, das macht mir nichts aus.“ – „Gut. Dann fahren wir aber früh los.“ Harry und ich einigen uns darauf, dass ich um vier Uhr morgens mit meinem Auto zu ihm komme, in seinen Stadtteil von Johannesburg, wo überwiegend Schwarze wohnen. Das ist etwa eine halbe Stunde weit weg von meinem Villenviertel, in dem ausschließlich Weiße wohnen, wenn man von den Gärtnern und Putzfrauen einmal absieht.

Das heißt um drei Uhr nachts aufstehen. Egal, die Chance, in ländliche Gebiete Südafrikas zu fahren, die „rural areas“, abseits von Touristenwegen, kann ich alleine nicht wahrnehmen. Das ist nur möglich begleitet von einem Einheimischen, der den Weg und die Menschen kennt.

Als ich am kommenden Tag um vier Uhr morgens bei Harry bin, sind wir natürlich noch nicht abfahrbereit. Seine Frau und ein anderer, mir unbekannter Mann, fahren auch mit; wenn schon mal ein Auto fährt, dann muss es auch voll sein. Als wir um fünf Uhr morgens Johannesburg Richtung Norden verlassen, stelle ich fest, dass nur Harry Englisch spricht, was die Unterhaltung im Auto auf uns beide beschränkt.

Dafür hat Harry umso spannendere Themen. „Was ich an Weißen nie verstehe, ist, warum sie Hunde haben.“ In Südafrika ist Hundehaltung unter Weißen tatsächlich sehr verbreitet. Zum einen ist es ein sehr ländlich geprägtes Land, mit viel Platz, zum anderen haben auch die südafrikanischen Städter fast alle Hunde: die großen Villengrundstücke werden nicht nur mit Alarmanlagen, sondern meist auch mit großen Hunden gegen Einbrecher geschützt. „Ein Hund, der kostet doch auch Geld, das Futter, der Tierarzt... Wenn man das Geld, das man jeden Monat für den Hund ausgibt, sparen würde, dann könnte man damit doch auch die Schulbildung für das Kind eines Verwandten bezahlen.“

Eine bestechende Logik, ich weiß kaum, was ich darauf antworten soll. Dass ich keine Verwandten habe, die die Schulbildung ihrer Kinder nicht selber bezahlen können? Dass Schule in Deutschland sowieso umsonst ist? Und dass, selbst wenn das nicht der Fall wäre, Bildung sicher nicht für den Preis von ein bisschen Hundefutter zu haben wäre?

Irgendwann am Vormittag halten wir vor einer Art Verwaltungsgebäude. Es ist mittlerweile über 30 Grad warm, Harry verschwindet, der Mann, Harrys Frau und ich warten im Auto. Eine halbe Stunde, eine Stunde. Mittlerweile studiere ich die Unterlagen für das Gemeinderadio im Schatten; da niemand Englisch spricht, beschränkt sich die Kommunikation mit meinen Mitfahrern auf den Austausch von trockenen Keksen. Irgendwann taucht Harry wieder auf. Er erklärt mir, dass er irgendwelche Unterlagen für das Auto braucht, die er dort abholen will, offenbar eine Art Tüv-Plakette. Nach einer weiteren halben Stunde fahren wir weiter, ohne die Tüv-Plakette bekommen zu haben.

Ich habe es mir längst abgewöhnt, allzu nachdrücklich nach den Gründen von Stopps zu fragen, wenn man eigentlich mit einem anderen, bestimmten Ziel unterwegs ist. „Transport“ ist teuer in Afrika und damit kostbar, da müssen immer viele Dinge auf einem Weg erledigt werden.

Da es nun Mittagszeit ist, fahren wir bei einer Art Fastfood-Imbiss vorbei, wie alle Läden in Südafrika schwer vergittert, wegen der vielen Einbrüche. Bei der Gelegenheit fällt mir auf, dass ich bei dem Aufbruch nachts um drei Uhr etwas Entscheidendes vergessen habe: meinen Geldgurt mit Bargeld, EC-Karte, Papieren. Ich habe nichts bei mir, keinen einzigen Rand. Das ist erst einmal kein Problem, Harry zahlt an dem Imbiss für uns alle zusammen.

Als wir weiterfahren, klingelt Harrys Handy. Seine Stimme ändert die Tonlage, aber nur kurz. Anschließend schweigt er, spricht dann aber doch entschlossen weiter.

„Meine Mutter ist gestorben. Wir fahren jetzt zu der Radio-Station, aber wir werden den Besuch dort abkürzen. Dann muss ich in das Dorf, wo meine Mutter wohnt, wo ich herkomme.“

Das also war der Grund für Harrys Verwandtenbesuch: seine Mutter war schwer krank. Meinen Einwand, sofort in das Dorf zu fahren, ohne die Radiostation zu besuchen, lehnt Harry ab. „Nein, nein, das kommt nicht in Frage“ sagt er mit fester Stimme. Auf der Weiterfahrt spricht er ohne Aufzuhören von allem anderen, nur nicht von seiner Familie. „Was ich an den Europäern beneide ist, dass sie so einfach reisen können. Sie sind alle so viel gereist. Ich war in Genf, auf dem „World Summit of Information Society“. Schon das ganze Drumherum hat mich so beeindruckt, das Hotel... Ich konnte mich gar nicht auf die Inhalte konzentrieren. Das ist für die Europäer normal, sie kennen das alles.“ Das neutrale Thema entspannt die traurige Situation etwas. Ich erzähle ein paar Interrail-Geschichten, über das Reisen von jungen Europäern ohne viel Geld, um klar zu machen, dass nicht alle Europäer dauernd in Luxus-Hotels absteigen, in denen Weltkonferenzen ausgerichtet werden.

Auch wir müssen uns durchfragen, und folgen schließlich einem staubigen Erdweg, an dessen Ende ein sauber gestrichenes Haus steht. Frauen mit Kopftüchern arbeiten auf den Feldern rechts und links von der Radiostation, mit krummem Rücken, über den Boden gebeugt. Es ist über dreißig Grad warm, die Sonne blendet, ein süßlicher Geruch weht herüber von einem Marulabaum, der neben dem Radio-Gebäude steht.

### Moutse, das Gemeinde-Radio

Johannes Nsiza, Manager der Radio-Station und damit ihr einziger bezahlter Angestellter, empfängt uns überschwänglich. Er zeigt uns den Sende- und Produktionsraum, wo noch mit Tonbändern gearbeitet wird. Die digitale Radioproduktion ist noch nicht bei Moutse angekommen.

Seit 1997 ist Moutse on air, ursprünglich war es ein Pilotprojekt der nationalen Landfrauenbewegung. Ziel war es, Informationen für Frauen zugänglich zu machen, die oft mit ihren Kindern alleine in den ländlichen Gebieten leben, während die Männer in den Städten arbeiten. Daher sendet Moutse vor allem in den afrikanischen Sprachen des Nordens: Pedi, Zulu, Ndebele und Tsonga, ein wenig Englisch ist auch dabei. Aber Englisch wird in den ländlichen Gebieten Südafrikas kaum gesprochen.

Die Situation der Landfrauen ist nicht einfach: die Feldarbeit gehört traditionell zu den Aufgaben der Frauen, sie müssen sich um die Kinder kümmern, und auch die HIV-Infektionsrate auf dem Land ist sehr hoch. Die Frauen werden von ihren Männern infiziert, die das Virus im Urlaub aus den Städten mitbringen. Wenn die Eltern schließlich an AIDS sterben, bleiben die Waisen mit den Großeltern zurück, die oft zu alt für die Feldarbeit sind; das Essen wird knapp.

Über das Radio sollen die Frauen Informationen über richtige Ernährung und Feldarbeit bekommen, aber das ist nicht einfach, erklärt Johannes Nsiza. Eigene Beiträge können kaum produziert werden, denn der Transport für die ehrenamtlichen Journalisten zu möglichen Gesprächspartnern ist schwierig; so werden, wenn überhaupt, entweder Experten eingeladen oder Konserven aus dem landesweiten Verbund der Community Radios gesendet.

„Innerhalb von drei Jahren soll Moutse sich selber tragen“, sagt Harry Letsebe, „dauerhaft kann die MDDA die Radios nicht fördern.“ – „Die Akquise von Werbekunden aber ist schwierig“, sagt Johannes Nsiza; „wo sollen sie auch herkommen in einer Gegend, in der die meisten Menschen als Selbstversorger von ihren Feldern leben, und wenig Geld zum einkaufen da ist?“

### *Das Krankenhaus*

Wir verlassen die Moutse Radio Station über den staubigen Feldweg und fahren weiter zu Harrys Dorf. Die Landschaft wird bergiger, es gibt immer weniger Dörfer, kaum noch Autos auf den Straßen. „Wer hier ein Auto hat, ist Lehrer“ erklärt mir Harry. „Es sind die einzigen, die ein Gehalt bekommen.“ Arbeit für Geld gibt es wenig hier oben, in den Verwaltungsbezirken Mpumalanga und Limpopo.



Bei etwa 35 Grad im Schatten, an einem steilen Berghang, passiert es: Harrys Auto bleibt liegen. Es stottert noch leicht, weigert sich dann aber, wieder anzuspringen.

Wir steigen aus, weit und breit kein Auto, nichts. Ein leichtes Ziel für Überfälle. Die Kriminalitätsrate ist hoch, ohne Auto gibt es keinen Schutz. Ob ich aussteigen soll, als einzige Weiße weit und breit, ein gut sichtbares Ziel? Eine der Überlebensregeln bei Überfällen ist es, immer etwas Geld griffbereit zu haben, um wenigstens mit dem Leben davon zu kommen. Ich habe nicht nur kein Geld dabei, sondern überhaupt gar nichts, keine EC-, keine Kreditkarte, nichts. Wie soll ich möglichen Gangstern erklären, dass ich meinen Geldgurt mit Inhalt gerade heute nicht dabei habe? In einer Gegend wo sowieso keiner Englisch spricht, und wo von längeren Diskussionen bei bewaffneten Überfällen nachdrücklich abgeraten wird? Immer wieder kurssieren Geschichten, bei denen Menschen allein deshalb erschossen werden, weil sie die Autoschlüssel für das teure Auto nur zögerlich hergeben wollten.

Ich setze auf Harry, der aus dieser Gegend kommt. Etwas anderes bleibt mir auch nicht übrig. Tatsächlich hält irgendwann ein Auto, ein Mann mit zwei kleinen Kindern hilft uns. Nachdem die Kinder mich im Auto entdeckt haben, probieren sie erfreut ihre wenigen Worte Schul-Englisch an mir aus, und ich beantworte geduldig etwa 20-mal die Frage, wie ich heiße.

Die Batterie von Harrys Auto ist offenbar leer, Überbrückungskabel gibt es nicht. So wird kurzerhand die ganze Batterie unseres Helfers zum Starten ein- und wieder ausgebaut, schließlich können wir weiterfahren.

In einem der nächsten Dörfer treffen wir einen Freund von Harry. Als die Begrüßung vorbei ist, springt das Auto nicht mehr an. Dass ein Auto mit leerer Batterie nicht mehr anspringen wird, wenn der Motor einmal aus ist, ist selbst mir klar, Harry jedoch nicht. Es ist sein erstes Auto.

Für die meisten Schwarzen in Südafrika ist der Besitz eines Autos immer noch etwas Besonderes. Erst seit dem Ende der Apartheid vor mehr als zehn Jahren ist es für reichere Schwarze möglich, ein Auto zu kaufen – ganz anders als bei uns, wo Autos für die meisten Menschen von Kind an zum Alltag gehören.

Harrys Freund hat ebenfalls ein altes Auto, Batterien werden aus- und wieder eingebaut, wir können weiterfahren. Schließlich parken wir vor einem flachen Gebäude, auf einem erdigen Parkplatz, Asphalt gibt es schon seit langem nicht mehr auf den Straßen. Das Auto bleibt – nun mit laufendem Motor – stehen. „Hier ist das Krankenhaus, wir werden hier meine Mutter abholen.“ Ich schlucke. Wir sind bereits vier Leute im Auto, das deutlich angeschlagen ist. Wo soll die tote Mutter hin? Und was ist, wenn wir mit der toten Mutter erneut liegen bleiben? Ich versuche, mir nichts anmerken

zu lassen, und bekämpfe auch meine ganz persönliche Krankenhaus-Phobie, die mich schon beim Betreten deutscher Krankenhäuser überkommt.

Es ist das fürchterlichste Krankenhaus, das ich jemals gesehen habe. In zwei verschiedenen Räumen liegen Männer und Frauen apathisch auf Bettgestellen mit Matratzen, es ist drückend heiß in den Zimmern. Eine Schwester fächelt bei unserer Ankunft einmal die Fliegen von den Kranken neben ihr weg, die sich sofort wieder niederlassen. Vor dem Mund einer Frau, die auf der Seite liegt, steht ein Napf mit braunem Inhalt. Essen? Erbrochenes? Für mich ist die Frage nicht zu klären.

Harry verhandelt lange, schließlich ist es klar: Aufgrund von irgendwelchen Verwaltungsproblemen können wir die tote Mutter nicht mitnehmen. Ich atme auf.

### *Die Verwandten*

Weiter geht es zu Harrys Bruder, der uns verweint entgegen kommt. Hier wird auch Harrys Frau abgesetzt. Diverse Verwandte schütteln mir die Hände. Der Aufenthalt ist aber nur kurz, Harry hat nicht viel Zeit für Erklärungen für mich. Erst als wir wieder im Auto sind, sagt mir Harry, wie es weitergeht. „Ich bin der älteste Sohn meiner Mutter“ sagt er. „Meine Aufgabe ist es nun, alle Verwandten vom Tod meiner Mutter zu informieren. Wir fangen bei der ältesten Verwandten an.“

Spätestens jetzt frage ich mich, ob ich heute noch nach Johannesburg zurückkommen, und wo ich die Nacht verbringen werde. Wir halten auf einem erdigen Platz, auf dem einige Hütten stehen, aus Wellblech. Sie haben keine Fenster, bestehen aus wackeligen Brettern, Blech, Plastiktüten: ein Windzug kann sie umreißen. Heraus kommt eine alte Frau mit faltigem Gesicht, wenigen Zähnen. Bedächtig hört sie Harrys Nachricht, sie sprechen Pedi miteinander, was ich nicht verstehe. Pedi ist eine der neun offiziellen afrikanischen Sprachen Südafrikas, neben Afrikaans und Englisch.

Die Frau geht zurück in die Blechhütte um sich umzuziehen, wie Harry mir erklärt. Offenbar hat sie ihre schönsten Sachen angezogen, als sie wieder zu uns kommt: weiße Leinenturnschuhe, einen neuen Rock, ein neues Kopftuch. Würdevoll nimmt sie im Auto Platz, wir fahren los, eine Staubwolke bleibt zurück.

Im Laufe des Nachmittags werden nach und nach verschiedene Verwandte eingesammelt, viele kommen auch von alleine und zu Fuß: die Nachricht spricht sich herum. Zahlreiche Verwandte und Freunde treffen sich schließlich im Haus von Harrys Mutter. Es ist ein Haus aus Steinen, das im Wesentlichen aus einem Wohnzimmer, einer Küche und einem Schafzimmer besteht. Die Wände sind von innen weder verputzt noch tapeziert. Im Wohnzimmer ste-

hen zwei Sofas und ein Fernseher, Gardinen oder Vorhänge gibt es keine, aber Glas in den Fenstern. Harry bringt mich in das Wohnzimmer. „Dieses Haus habe ich für meine Mutter gebaut, von dem ersten Gehalt, das ich in Johannesburg bekommen habe. Es ist so ein schönes Haus. Und jetzt kann sie sich gar nicht mehr daran freuen“, fügt er bitter hinzu.

„Wie geht es jetzt weiter?“, frage ich vorsichtig. „Ich sage alle Termine in Johannesburg ab für die kommende Woche“, sagt Harry. „Ich muss mich jetzt um die Beerdigung kümmern“.

Es ist Zeit für eine Nachricht an meinen südafrikanischen Mitbewohner Jeremy. Nachdem in meinem WG-Zimmer sonst immer Referendare einer deutsch-südafrikanischen Anwaltskanzlei gewohnt haben, ist er erschüttert, wie anders die Arbeit von Journalisten ist. Meine verschiedenen Termine in den unterschiedlichsten Stadtteilen von Johannesburg beobachtet er mit Sorge.

„Mutter tot, Auto kaputt“, textete ich per SMS; „Hast du eine Idee, wie ich aus dem Norden wieder zurück nach Jo’burg komme?“ – „Es fährt ein Bus von Pietersburg“, textet er zurück. Erleichtert frage ich Harry, wie weit wir von Pietersburg entfernt sind. „Etwa 200 Kilometer“, meint er.

Als er meinen entsetzten Gesichtsausdruck sieht, überlegt er. „Mach Dir keine Sorgen. Ich bring’ Dich heute Nacht noch nach Johannesburg. Ich leihe mir das Auto von meinem Freund.“ Eine Fahrt durch die Nacht mit dem alten Auto von Harrys Freund, mit dem er uns den Tag über immer wieder Starthilfe gegeben hat? Im Dunkeln in Südafrika mit einem alten Auto liegen zu bleiben ist noch gefährlicher, noch dazu ist Harry nach diesem Tag bestimmt kein sicherer Autofahrer mehr. Andererseits: Was mache ich, wenn ich hier bleibe? Auch am nächsten Tag wird es keinerlei öffentliche Verkehrsmittel geben, mit denen ich mich selbst auf den Rückweg nach Johannesburg machen könnte.

„Wenn es sein muss, komme ich dich abholen“, textet mein Mitbewohner. „Also Harry, mein Mitbewohner könnte mich abholen. Was meinst Du?“, frage ich. „Ja, das wäre besser“, sagt Harry und bemüht sich, nicht allzu erleichtert zu klingen.

Eine gute Idee, doch schwierig umzusetzen. Harrys Dorf ist viel zu klein, um auf irgendeiner Landkarte von Südafrika eingezeichnet zu sein, Schilder gibt es kaum auf dem Land. Außerdem reflektieren die wenigen Schilder hier kein Licht, sind also im Dunkeln nicht zu sehen. Die Sonne geht früh unter in Südafrika. Während ich im Land bin ist Spätsommer, da ist der Sonnenuntergang gegen 19 Uhr. Aufgrund der größeren Nähe zum Äquator gibt es keine Dämmerung, die Nacht kommt schlagartig.

„Er wird es niemals allein finden“, sagt Harry, „aber mein Bruder wohnt in Johannesburg, er kennt den Weg, er ist schon selber oft mit dem Auto gefahren.“ Nun muss ich also nur noch per Handy meinen Mitbewohner zum Stadtteil von Harrys Bruder dirigieren, um ihn dort abzuholen. Und dann einige Stunden mit Warterei überbrücken, bis ich abgeholt werde.

### *Der Abend*

Bei Harrys Familie gibt es nun Essen: „mealie pap“ ist eine Art Brei, der für sich genommen völlig geschmacklos ist, und daher mit einer scharfen Soße und, wenn vorhanden, Fleisch gegessen wird. Hier sind Fischstücke in der scharfen roten Soße. Natürlich wird mealie pap mit den Händen gegessen, der Brei wird in Stücken in die Soße getunkt, alles zusammen vermischt in den Mund geschoben.

Selbstverständlich esse auch ich mit den Händen und stelle mir vor, dass ich bei McDonalds bin, oder auf einer Party, wo „Fingerfood“ der letzte Schrei ist. Erfrischungstücher gibt es nicht, dafür aber ein feuchtes Handtuch, mit dem sich alle vor dem Essen die Hände abwischen, und es ist dasselbe Handtuch, mit dem sich alle anschließend die Finger säubern. Vom dringenden Bedürfnis getrieben, mir die Hände spätestens nach dem Essen zu waschen, gehe ich in die Küche, werde aber enttäuscht. Der Raum hat zwar einen Kühlschrank, in dem sich nichts außer Wasserflaschen befindet, und einen elektrischen Zweiplattenherd, aber keine Spüle und natürlich auch kein fließendes Wasser. Ein Badezimmer gibt es gar nicht, draußen auf dem Hof steht eine windschiefe Wellblechhütte, in der sich offenbar ein Plumpsklo befindet.

Harrys Cousin und Cousine, sechs und zehn Jahre alt, setzen sich neben mich auf das Sofa, Denia, das Mädchen, zeigt mir ihre Schulhefte, liest mir auf Englisch vor und rechnet auf Englisch Aufgaben für mich. Anfassen ist spannend, und Denia staunt über meine weißen Hände, verschränkt ihre in meinen und lacht über die wechselnden schwarzen und weißen Finger. Spannend sind für sie aber auch meine Haare. Erst nach einer Weile traut sie sich, meine Haare anzufassen und bürstet sie anschließend neugierig, fühlen sie sich doch ganz anders an als ihre eigenen. „Du warst die erste Weiße, die Denia so nah gesehen hat, nicht aus dem Fernsehen“, wird mir Harry später in einer E-Mail schreiben.

Mit den alten Frauen sitze ich anschließend ein wenig vor dem Haus, sie sind traurig wegen des Todesfalls, deuten mir aber über Harry an, ich solle doch unbedingt wiederkommen.

Schließlich, gegen elf Uhr abends, hält in einer großen Staubwolke ein Auto vor dem Haus. Aus dem großen Kombi steigt mein weißer, blonder

und blauäugiger Mitbewohner, betritt höflich das Steinhäuschen, schüttelt Harry die Hand, und meint, dass wir jetzt auch wieder fahren. Ich muss gestehen, dass ich mich noch nie so sehr gefreut habe, abgeholt zu werden.

Harry schüttelt mir zum Abschied die Hand, die Verwandten und Freunde winken mir nach. Schweigend fahren wir los, auf der Rückbank Harrys Bruder, der uns wieder den Weg zurück über die Dörfer führen wird, sowie ein Mann aus der Gruppe von Verwandten und Freunden, den wir irgendwo im Dunkeln in einem Dorf auf dem Rückweg absetzen.

Mein Mitbewohner Jeremy deutet im höflichen Understatement der britischen Südafrikaner an, dass es doch 350 Kilometer für eine Strecke waren, und dass er vier Stunden allein für die Hinfahrt gebraucht habe. Da sein Auto aber eine besondere Versicherung hat, die nur ihn als Fahrer zulässt, kann ich ihn noch nicht einmal ablösen beim Fahren. Um überhaupt anzukommen, fährt er natürlich viel zu schnell für die erdigen Straßen, und schließlich läuft ein Hase vor das Auto. Der Aufprall zerschlägt den Kühler, die Ersatzteile müssen von VW in Deutschland eingeflogen werden, es wird ein teurer Ausflug. Als wir schließlich auch noch Harrys Bruder abgesetzt haben, die Alarmanlage entschleunigen, um auf das Grundstück zu fahren, ist es spät in der Nacht. Genau drei Uhr ist es, als ich schlafen gehe, 24 Stunden Afrika nonstop liegen hinter mir.

„Es war unverantwortlich von Harry, dich mit so einem alten Auto in diese Gegend mitzunehmen“, sagt Jeremy am kommenden Morgen. „Dein ausländischer Akzent hat dich gerettet, wir wären dort totgeschlagen worden“, sagen die Eltern einer afrikaanssprachigen Freundin aus Johannesburg zu mir, als ich ihnen von meiner Fahrt in den Norden erzähle. „Die Leute da mögen die Weißen nicht, und sie haben allen Grund dazu“, fügt die Mutter meiner Freundin hinzu. „Sie haben ihnen niemals etwas Gutes getan.“ Keiner meiner weißen südafrikanischen Freunde war je im ländlichen Ausstrahlungsgebiet der Radiostation Moutse. Es gibt für sie keinen Grund, dorthin zu fahren.

Südafrika, zehn Jahre nach den ersten freien Wahlen, zehn Jahre nach Beginn einer demokratischen Regierung. Vieles hat sich geändert, vieles ist geblieben.

#### **4. Die Idee des Multi Purpose Community Centers – und ein Ausflug ins Gefängnis**

Bei mehr als 30 Grad fahre ich mit meinem alten Auto durch Johannesburgs Großstadtverkehr. Johannesburg, oder kurz Jo’burg, hat das einfache quadratische Straßenmuster amerikanischer Großstädte, das die Stadt in Blocks

aufteilt. Theoretisch kann man sich gut zurechtfinden, wenn es nicht so viele Einbahnstraßen gäbe. Aufpassen muss man im Straßenverkehr auf die vielen Minibusse, voll gestopft mit Menschen, die oft die Spuren wechseln ohne zu blinken, manchmal hält der Beifahrer lässig den Arm aus dem Fenster, anstelle eines Blinkers. Grundregeln für das Autofahren in Johannesburg, der gefährlichsten Stadt der Welt: niemals mit offenen Fenstern fahren, immer alle Türen von innen verschlossen haben, keine Tasche auf den Beifahrersitz legen, niemals den Eindruck vermitteln, als würde man den Weg nicht kennen und wäre ein Tourist.

So kurve ich denn durch die Stadt, meinen Rucksack an den Füßen, damit er nicht auf dem Beifahrersitz liegt, den Stadtplan auf dem Lenkrad, damit ich mich nicht verfare, natürlich mit geschlossenen Fenstern. Das hat den Nachteil, dass die Temperatur im Auto auf etwa 40 Grad steigt: In meinem Miet-Wrack ist natürlich keine Klimaanlage. Hinzu kommt der Linksverkehr, bei dem ich auch nach einigen Wochen nicht die gleiche Routine habe wie in Deutschland – es erfordert einigen Durchhaltewillen und etwas Glück, ohne Unfall das Büro der Film Resource Unit (FRU) zu erreichen.

Dort treffe ich Desmond, er ist „Project Manager“ für ein neues Pilotprojekt, das FRU zusammen mit der südafrikanischen Regierung startet. Über das ganze Land verstreut sollen „Multi Purpose Community Centres“ (MPCC) eingerichtet werden, vor allem in ländlichen Gebieten und städtischen Townships. Hier sollen Filme gezeigt werden, die die politische Entwicklung des Landes thematisieren, über HIV-Infektionen aufklären, Gesundheitsthemen behandeln, über Rechte der Arbeitnehmer informieren. Neben den ländlichen Gebieten, in denen die Menschen sehr arm sind, sind vor allem die Townships soziale Brennpunkte in Südafrika. Viele Menschen wohnen auf engem Raum zusammen, oft ohne ausreichende sanitäre Anlagen. Die Arbeitslosigkeit ist nach dem Ende der Apartheid sprunghaft angestiegen, gerade in den Townships. Dabei hat die Gewalt in den Townships eine lange Tradition: Während sie sich früher vor allem gegen die Polizei richtete, die das weiße Apartheid-Regime verkörperte, ist sie heute vielfältiger. In den Townships leben heute viele Mitglieder von Banden, die in die hoch gesicherten Villen der Weißen einbrechen. „Das sind die Helden der Townships. Sie nehmen sich das von den Weißen, was sie sonst nicht bekommen. Daher geht der ANC auch nicht gegen die Kriminalität vor. Die stört fast nur die Weißen, und das ist eine Minderheit. Die Township-Bewohner wählen alle ANC“, erklärt mir Prof. Tuwana Kupe, der an der Witwatersrand Universität arbeitet.

Aber auch die Gewalt der Township-Bewohner untereinander ist groß. Vergewaltigung von Frauen gehört zum Alltag, die HIV-Infektion verbreitet sich sprunghaft. Alle wohlmeinenden Ratschläge, die HIV-Infektion zu

senken, wie „Treusein“, „Kein Sex vor der Ehe“ oder „Benutzt Kondome“, die als Parolen in den Townships hin und wieder zu lesen sind, bleiben sinnlos, so lange die Frauen der Gewalt in ihrem Alltag nichts entgegensetzen können.

Unklar ist, ob die Gewalt in den Townships heute wirklich so viel häufiger ist als zu Apartheid-Zeiten. „Früher waren die Fronten klar, die Polizei gehörte zu den Weißen, daher hat niemand im Township der Polizei Überfälle oder Vergewaltigungen gemeldet“, erklärt mir Sam, der Touristengruppen durch Soweto führt. Das South-Western-Township (kurz SoWeTo), im Südwesten von Johannesburg, ist sicher das berühmteste Township Südafrikas: Hier formierte sich der Widerstand gegen die Apartheid besonders massiv, Soweto war lange Zeit Wohnort von Nelson Mandela und Bischof Tutu.

In Soweto wohnt auch Desmond von FRU, mit dem ich nach Bophelong fahre, ein Township im Süden von Johannesburg. „Mit welchem Auto fahren wir?“, fragt er mich, und in Erinnerung an Harrys marodes Auto entscheide ich mich für mein fahrendes Wrack.

Immerhin ist der Reparaturservice zuverlässig. „Kann ich dort parken?“, frage ich vorsichtig. Sichere Parkplätze müssen bewacht sein, an jedem Supermarkt und an jeder Straße steht jemand, der das Auto einwinkt, bis zur Rückkehr bewacht und dafür Geld bekommt. Diebstahlversicherungen werben mit Peilsystemen, mit denen gestohlene Autos wieder gefunden werden können.

Wir fahren nach Süden, Desmond zeigt mir den Weg zum Township, etwa 60 Kilometer von Johannesburg entfernt. Dort angekommen suchen wir die Halle, in der die Filme gezeigt werden. Auch Desmond kennt sich im Township nicht aus, er ist noch nie da gewesen, wie er mir nun mitteilt. Schilder gibt es nicht, asphaltierte Straßen sowieso nicht, so fragen wir uns durch, nehmen hier und da mal eine Frau mit Kind mit dem Auto mit, die uns den Weg zeigt. Schließlich finden wir die Halle, Parken ist, vom Platz her, kein Problem. Oder anders gesagt, es gibt unbegrenzt viele Parkplätze vor der Halle. Mein Auto ist das einzige im Township. Alle anderen dort fahren Minibus oder gehen zu Fuß.

Die Filmvorführung hat bereits begonnen. Es ist dunkel, etwa drei- bis vierhundert Menschen sitzen auf Stühlen in einer leeren Lagerhalle, die nun vorübergehend als „Community Center“ dient. Desmond übergibt mich dem Filmvorführer Simon, der mir einen Stuhl besorgt. Der Film hat bereits begonnen. Anlass für die Vorführung ist der „Human Rights Day“, der in Südafrika mit großem Aufwand gefeiert wird. Die Filme, die an diesem Tag gezeigt werden, sollen „den Menschen die Geschichte des Kampfes um ihre Rechte, des Kampfes für die Unabhängigkeit“ zeigen, hat mir Michael

Dearham erklärt, Leiter von FRU und ehemaliger Partisanenkämpfer für Umkhonto We Sizwe (spear of the nation), den bewaffneten Arm des ANC.

Die Tonqualität des Filmes ist miserabel, und ich frage mich, wie viele Menschen in der Halle wohl das völlig verzerrte Englisch verstehen. Die Bilder jedenfalls sind einfach zu verstehen: Im Wesentlichen beschießen weiße Soldaten aus Flugzeugen im Tiefflug schwarze Widerstandskämpfer. Gewaltszenen werden mit lautem Gejauchze kommentiert, auch die Vergewaltigung einer uniformierten Widerstandskämpferin durch ihren Vorgesetzten wird bejubelt. Ich überlege, ob das eigentlich ein Film ist, der für die vielen Schulkinder, die in ihren Uniformen zuschauen, geeignet ist. Aber vielleicht habe ich auch eine falsche Vorstellung von einer beschützten Kindheit. Vielleicht gehört Gewalt auch einfach zum Alltag der Kinder hier.

Währenddessen läuft der Film weiter, die Reaktionen der Zuschauer werde immer lauter, alle Zuschauer begeistern sich für die Gewaltszenen und letztendlich siegen natürlich die schwarzen Freiheitskämpfer, und auch die Liebesgeschichte findet ihr Happy End. Ich bin froh, als der Film endet. Es ist die einzige Situation, bei der ich mich, als einzige Weiße unter Schwarzen, unsicher fühle.

Simon, der fieldworker, der die Filme vorführt, bringt mich zu den Jugendlichen, mit denen ich sprechen soll. Sie setzen sich gegen die Gewalt im Township ein. Jede Woche gibt es etwa zwanzig „Vorfälle“, das heißt Mord, Vergewaltigung, Überfall. Die Jugendlichen versuchen, die Täter dazu zu bringen, Konflikte ohne Gewalt zu lösen. „Wir wollen das hier nicht. Das ist jetzt unser Land“, sagt einer der Jugendlichen. Die Gruppe trifft sich hin und wieder in der Polizeistation, Geld bekommt sie nicht, alle arbeiten ehrenamtlich. Es ist eine Initiative der Jugendlichen, die nur einen eigenen Stempel für Briefe besitzt, keine Adresse, kein Büro, kein Telefon, keinen Computer.

### *Die Polizeistation*

„Kann ich noch etwas von dem Township sehen?“, frage ich Simon. „Ja, natürlich“, sagt er, stolz, die weiße Journalistin begleiten zu dürfen. Ihm fehlen mehrere Zähne, er trägt eine rote Wollmütze, obwohl es mindestens 30 Grad warm ist.

„Es ist echt gut, dass ich diesen Job bei FRU habe“, sagt er stolz. „Wenn ich keinen Job habe, kann ich nichts zu essen kaufen. Wovon soll ich leben? Wenn ich dann sehe, dass du einen Geldbeutel hast, nimm’ ich ihn dir natürlich weg. Klar.“ Auch ich bin froh, dass Simon diesen Job hat und ich mein Portemonnaie behalten kann.



Ein Äquivalent zur deutschen Sozialhilfe gibt es nicht in Südafrika, selbst Arbeitslosengeld gibt es nur unter ganz bestimmten Bedingungen, und auch dann nur kurze Zeit. Anschließend muss die Familie einspringen, wenn sie kann. Viele Möglichkeiten, Geld zu verdienen, gibt es nicht.

Wir gehen zwischen den Hütten durch, auf der rotbraunen Erde liegen Plastiktüten, Müll in verschiedenen Haufen. Das Problem ist, dass es gar nichts zu sehen gibt im Zentrum des Townships. Einige Hütten sind rundum vergittert, das müssen die Läden sein, die so gegen Einbrüche geschützt werden. „Das ist die Polizeistation“, sagt Simon, erfreut, mir eine Sehenswürdigkeit im Township zeigen zu können. Sie ist direkt neben der Lagerhalle, wahrscheinlich ein Grund, die Filme hier vorzuführen. „Willst du nicht ein Foto machen?“, fragt mich Simon. „Nein, danke“, sage ich. „Kann ich eins von dir machen?“, fragt er, sichtlich stolz, mir seine Kamera zeigen zu können. „Ja, klar“, sage ich, und lächle freundlich für Simon in die Kamera.

„Was machen Sie da?“, fragt mich ein Polizist, der aus der Polizeiwache kommt. Bevor ich antworten kann, antwortet Simon für mich. „Sie ist Journalistin.“ Der Polizist deutet uns an, ihm zu folgen, und in der Wache müssen wir noch einmal seinem Chef erklären, was wir hier tun. „Sie dürfen keine Fotos von der Polizeistation machen“, sagt der Chef, „Sie hätten um Erlaubnis fragen müssen.“ Das sind die letzten Worte, die er auf Englisch und zu mir spricht. Er deutet uns an, ihm zu folgen, und ehe ich es ganz verstanden habe, fällt hinter uns eine Gittertür in Schloss. Der Polizeichef ist draußen, wir sind drinnen. Von nun an reagiert er auf mich überhaupt nicht mehr und lässt sich nur noch von Simon dazu bewegen, auf Sotho zu antworten. Er könne nicht entscheiden, was weiter mit uns passieren solle, lässt er sich noch entlocken. Das müsse sein Chef tun, und der würde bald kommen. Er ignoriert weiterhin all meine Versuche, die Sache noch mit ihm auf Englisch zu besprechen und reagiert schließlich auch nicht mehr auf Simon. Dem ist die Sache sichtlich peinlich, er dreht die Wollmütze in seinen Händen.

Zeit für eine SMS an meinen südafrikanischen Mitbewohner. „message not sent“, lese ich auf dem Display meines Handys. Die Prepaid-Karte ist alle. Was für ein günstiger Augenblick. Ich überlege, was wohl passiert, wenn ich die Nacht im Gefängnis verbringen muss, niemandem Bescheid sagen kann, und was wohl mit dem Auto passiert.

Auch nach einer halben Stunde ist nichts weiter zu erreichen. Wenn die Zeitangabe „bald“ sich auf „African time“ bezog, den sprichwörtlich großzügigen Umgang mit der Zeit, dann kann die Warterei hinter Gittern Stunden dauern. In etwa eineinhalb Stunden wird es dunkel werden, und bei Einbruch der Dunkelheit wird es noch gefährlicher. Ich überlege, wie lange

mein Auto unbewacht auf dem Parkplatz stehen kann, obwohl er nicht weit von der Polizei entfernt ist, und wie ich hier wegkommen soll, wenn das Auto nicht mehr fährt oder ganz einfach weg ist.

Doch wir haben Glück. Der Chef der Polizeiwache kommt nach einer guten Stunde, und in Kombination von Simons FRU-Ausweis und meiner Visitenkarte mit Dokortitel gelingt es uns, den Polizeichef soweit zu beeindrucken, dass wir, mit einigen Ermahnungen, gehen können.

Simon dreht seine Wollmütze in den Händen, als wir zum Community Center zurückgehen. „Integration between black and white is still very difficult“, sagt er.

Mein Auto ist noch da, und aus dem Nichts taucht auch Desmond wieder auf. Während der Rückfahrt nach Johannesburg schweigen wir beide. „Ist es so wie der Teil von Soweto, wo du wohnst?“, frage ich Desmond. „Nein“, sagt er. „Das kann man nicht vergleichen. Soweto ist viel weiter entwickelt.“ Ich denke an die Jugendlichen, die in ihrem Township leben, ohne irgendetwas zu tun, außer dem Engagement gegen Gewalt und den Befreiungsfilmen am „Human Rights Day“. Aber kann man das jeden Tag acht Stunden lang tun? „Wir denken darüber nach, einen Elektrozaun auf die Mauer um unser Grundstück zu setzen“, erzählt mir am Abend die Schwester meines Mitbewohners. „Wir haben hier so viele Überfälle. Es ist so gefährlich.“

## 5. Der Film: Gespräch Teboho Malatsi

„Es ist mein erstes Mal.“ – „Willst Du es lieber mit einem anderen Schüler tun, auf der Schultoilette, hinterm Busch oder im Auto, weil zu Hause deine Mutter ist?“ Mit diesen romantischen Worten beginnt die Affäre zwischen Kekeletso, kurz KK, die vielleicht vierzehn Jahre alt ist, und ihrem Englischlehrer Elliot Khubeka, in dessen Wohnung. Sehr bald ist sie auch schon wieder zu Ende. Dabei hatte KKs Freundin Nomsa doch vorher auf dem Schulklo gesagt: „Du wirst eine Frau sein, und Mr. Khubeka ist der Jackpot!“

Der ungeschminkte Alltag in einer Township-Schule ist das Thema der Reihe „Yizo Yizo“ (zu Deutsch: „So ist es.“). „Saying the unsaid, seeing the unseen“ ist das Motto der Serie, und was die Zuschauer zu sehen bekommen, schockiert: Missbrauch, Vergewaltigung, Mord, Auto-Überfälle, Einbrüche, Prostitution und HIV/AIDS. Mit vier Millionen Zuschauern wurde Yizo Yizo zum Straßenfeger, der die Nation spaltete. „Kinder-Pornographie“ riefen ANC-Politiker und wollten die Serie, deren erste Staffel 1998 ausgestrahlt wurde, verbieten, als auch noch die Vergewaltigung eines Mannes im Gefängnis thematisiert wurde. Nelson Mandela hingegen bekannte sich

als Yizo-Yizo-Fan, und so sah das neue Südafrika zum ersten Mal das im Fernsehen, was dem weißen Publikum vorher nur als No-Go-Area bekannt war: die Townships und seine Bewohner. Unter den Jugendlichen hat die Serie längst Kult-Status erreicht. „Wenn man als junger Mann im Township aufwächst, hat man zwei Möglichkeiten: sterben, bevor man 21 ist, oder im Knast enden“, fasst Zola, eine der Hauptfiguren, die Lebensperspektiven zusammen. Und obwohl viel „dagga“ (Marihuana) geraucht wird, Alkohol, Tabletten und Gewalt zum Alltag gehören, ist Yizo Yizo keine traurig-sentimentale Milieustudie. Es gibt nicht nur Gewalt sondern auch Wärme, es wird auch auf den Schultischen gerappt. Die erste CD mit dem Yizo-Yizo-Soundtrack erreichte den Platin-Status, die zweite lag schon bei dreimal Platin, die der dritten Staffel, deren Ausstrahlung 2004 begann, wird noch verkauft. Die Serie lief auf verschiedenen Festivals weltweit, CNN, BBC, das kanadische CBC, Sky, die ARD und Arte berichteten über Yizo Yizo oder zeigten Teile der Serie. „Yizo Yizo war wie starker Kaffee – es hat alle aufgeweckt“, heißt es in der Filmbroschüre, und die Laiendarsteller, allesamt Township-Bewohner, sind in Südafrika eine Art Stars geworden, viele spielen mittlerweile auch in anderen Fernsehserien mit. Fünf Avanti-Preise (das südafrikanische Äquivalent des Emmy) hat die Serie gewonnen, u.a. für die beste Schauspielerin und den besten Regisseur.

Teboho Mahlatsi ist der Regisseur und Macher von Yizo Yizo. Zusammen mit einigen anderen Kollegen hat er die Filmproduktionsfirma „the bomb shelter“ im Norden von Johannesburg gegründet. „Ich komme aus dem Free State, einer halb-ländlichen Region, wollte Filmemacher werden, und bin deshalb nach Johannesburg gekommen. Als ich die Filmschule im „Africa Culture Centre“ besucht habe, habe ich selber in Soweto gewohnt. Ich kenne das Township und das Leben dort gut.“ Mit „Ghetto-Diaries“, einer Dokumentarfilmreihe über Township-Bewohner, hat Teboho Mahlatsi angefangen, Yizo Yizo war seine erste Fiction-Produktion. „Es gab diese Ausschreibung von SABC (South African Broadcasting Corporation, das südafrikanische öffentlich-rechtliche Fernsehen). Das Thema „Schule“ sollte im Mittelpunkt der Serie stehen. Ich habe ein Drehbuch-Konzept geschrieben, und das wurde dann angenommen“, erzählt Teboho.

Mit der dritten Staffel, deren Ausstrahlung im Sommer 2004 begann, ist dann aber Schluss mit Yizo Yizo. „Die Schüler werden eben älter, verlassen die Schule, fangen ihr eigenes Leben an. Das verfolgen wir noch, aber dann löst sich die Gruppe auf. Yizo Yizo war eine Art Startschuss: Serien wie Gazlam oder Cha-Cha führen heute unsere Themen weiter. Maria McCloy macht die Homepage für Jugendkultur von „Rage“, Greg Maloka und sein Team machen das Jugendladio „Radio Y“: der Alltag der Jugendlichen ist ein Thema geworden, in allen Medien.“ Ein Medienthema, obwohl die

Nutzer dieser Medien längst nicht die ganze Regenbogensnation umfassen. Zuschauerzahlen sind nicht nach Gesellschaftsschichten aufgeschlüsselt: Allen meinen schwarzen Interviewpartnern und Freunden war Yizo Yizo ein Begriff, von den Weißen kannte es keiner. Immerhin sind die Zulu-Sequenzen, die Sprache, in der die Jugendlichen untereinander reden, wenn sie nicht mit Lehrern Schul-Englisch sprechen, auf Englisch untertitelt. Falls doch einmal ein Zuschauer einschaltet, der kein Zulu versteht.

## 6. Die Presse: Auf einen Tee zum „Star“

„Wen erkennen Sie auf diesem Bild?“ – „Lenin, Zar Peter I., Stalin“, sage ich; eine Gruppe von Männern aus unterschiedlichen Zeiten, in Öl gemalt. Das Bild hängt im Büro von Peter Sullivan, Herausgeber der Independent-Zeitungsgruppe, dem größten Medienkonzern für Tageszeitungen in Südafrika. Der Independent gibt mehr als zehn regionale englischsprachige Tageszeitungen heraus. Ich würde gern etwas über die Zeitung fragen, muss aber zuerst weitere russische Staatsführer benennen. Es ist kein Spiel, es ist ein Test. „Die anderen? Wer sind die anderen?“, hakt Sullivan nach. Breschnew rate ich nicht, aber alle anderen erkenne ich, inklusive den Chef der russischen Übergangsregierung von 1917. „Kerenski? Den hat nicht einmal der russische Botschafter erkannt.“ Peter Sullivan, dessen Familie seit vielen hundert Jahren in Südafrika lebt, zieht die Augenbrauen hoch. Nun zeigt er mir Fotos von seiner Familie zusammen mit Nelson Mandela und lädt mich dann ein, auf dem Sofa im Büro Platz zu nehmen. Es gibt Tee, was sonst bei traditionsbewussten britisch-stämmigen Südafrikanern.

„Ursprünglich wurden die Zeitungen der Argus-Gruppe vom Goldminenkonzern Anglo American gemacht, ohne jegliches Profitziel. Die Verbreitung von Informationen war nur ein Nebenprodukt des Konzerns, Profit wurde mit der Goldförderung ohnehin erzielt“, erklärt Sullivan die Geschichte der Zeitungsgruppe. Nach dem politischen Umschwung änderte sich das, seit 1993 sollten auch die Zeitungen Profit erwirtschaften, der irische Verleger O’Reilly kaufte den Verlag. „Früher haben sie uns Geld gegeben, um gute Zeitungen zu machen. Heute wollen sie mit guten Zeitungen Geld machen, und das ist etwas völlig anderes.“ Zugpferd des Verlags ist die Tageszeitung „Star“, mit mehr als 165.000 Exemplaren Südafrikas auflagenstärkste Tageszeitung. „Unter den Zeitungen ist es im Moment der Toyota“, beschreibt er das Blatt, „aber wir wollen mindestens einen Volkswagen daraus machen. Mit dem Zwang zum Profit kann es kein Mercedes werden wie die Frankfurter Allgemeine Zeitung in Deutschland.“

Zu Apartheidszeiten waren die englischsprachigen Medien in Südafrika traditionell regierungskritisch, die afrikaanssprachigen regierungsfreundlich.

„Unsere Chance war der Fall der Berliner Mauer. Sonst hätten wir uns nach der Apartheid entscheiden müssen: für Washington oder für Moskau. Jetzt sind wir ein freies Land, und was wir tun, das tun wir für uns selber. In den vergangenen zehn Jahren konnte Südafrika sich selber finden.“

In dieser Zeit hat das Verhältnis zwischen Regierung und Medien verschiedene Höhen und Tiefen erlebt. „Mandela, der hatte ein gutes Verhältnis zu den Medien. Wenn etwas war, hat er mich angerufen, wir haben das besprochen. Mbeki ist da anders. Die Situation vor 2001 war einfach schwierig, für beide Seiten. Wir Journalisten wussten, dass die Mitglieder der neuen Regierung praktisch über Nacht zu Politikern geworden waren. Vorher waren sie Widerstandskämpfer. Wir wussten das zwar, aber wir haben nicht verstanden, dass da natürlich viel Erfahrung fehlte. Wir englischsprachigen Journalisten hatten vorher immer die Apartheidregierung kritisiert, und jetzt haben wir einfach die neue Regierung kritisiert. Und die haben gedacht, die Weißen aus den Medien kritisieren die schwarze Regierung, die wollen die Apartheid zurück. Sie waren überempfindlich Kritik gegenüber.“ Das Verhältnis von Regierung und Medien wurde immer schlechter, die Zusammenarbeit wurde immer schwieriger, Informationen für Journalisten waren immer schwerer zu bekommen. Medien- und Regierungsvertreter trafen sich im Jahr 2001 in Sun City, nahe Johannesburg, zu einer Konferenz. „Der Anfang der Konferenz, der erste Tag, war dröge und schwerfällig. Abends traf sich an einem Tisch per Zufall eine Runde von Journalisten und Politikern, Thabo Mbeki war dabei. Wir haben dann plötzlich offen geredet, wir haben uns gestritten, uns angeschrien – aber wir haben gut gestritten, wir haben uns dabei kennen gelernt. Alle Spannungen sind herausgekommen, und das war gut. Auch heute gibt es eine Art von Feindlichkeit zwischen Politikern und Journalisten, aber das muss auch so sein, sonst funktioniert Demokratie nicht. Aber so schlimm wie damals, in den Jahren vor 2001, wird es nicht mehr werden.“

Wir trinken den Tee aus, und Peter Sullivan führt mich noch durch die Redaktion und zeigt mir den einzigen „pale male“, den männlichen weißen Volontär des Jahrgangs. „Newsroom diversity“, das Besetzen von Stellen durch Frauen und Nicht-Weiße, beziehungsweise der Kombination von beidem, ist für den Independent-Verlag ein wichtiges Prinzip. „In Durban ist noch die Hälfte der Redaktion weiß, in Kapstadt noch etwa ein Fünftel, in Johannesburg fast niemand mehr“, fasst Sullivan die Tendenz zusammen. „Johannesburg steht immer am Anfang der neuen Entwicklungen in Südafrika.“ Die Mischung von ethnischen Gruppen im Konzern erreicht aber nur die Redakteure: alle Mitglieder der Verlagsleitung sind weiß. „Das

ist noch so“, gibt Sullivan zu. „Aber wir sind auf dem Weg, Dinge in diesem Land zu ändern. Wir haben schon viel geschafft.“

## 7. Das Internet: Black Rage

Es war eine Idee von Journalistik-Studenten. Damals, 1996, trafen sie sich in Grahamstown, einer kleinen Studentenstadt an der Küste. Dzino, der sich selber so nennt und aus Zimbabwe kommt, Kuloano Skosana aus dem Township Soweto bei Johannesburg und Maria McCloy. Marias Vater kommt aus Großbritannien, ihre Mutter aus Lesotho, dem kleinen unabhängigen Königreich innerhalb Südafrikas. „Wir waren von der Kwaito-Bewegung Anfang der 90er Jahre beeindruckt, wir mochten Hip Hop und lasen diese amerikanischen Jugendmagazine: ‚Vibe‘, ‚Source‘, ‚Face‘. So etwas wollten wir auch machen. Die Stadtkultur der Jugendlichen in Südafrika wollten wir zeigen, dazu gab es einfach nichts“, erzählt mir Maria. Kwaito ist eine eigene Musikrichtung, die sich in Südafrika gebildet hat, hier sehr beliebt ist, und längst auch über die Grenzen hinaus bekannt ist.

„Wir haben dann zusammen ein Konzept für eine Zeitschrift entwickelt, zwei Verleger waren auch sehr interessiert daran. Aber es waren eben große Konzerne, sie wollten unser Konzept umsetzen, und wir wären nur die Angestellten gewesen. Das wollten wir nicht. Wir Schwarzen haben in Südafrika nie etwas besessen, wir wollten damit nicht weitermachen. Es sollte unsere eigene Zeitschrift sein.“

Wie alle großen Industriezweige so sind auch die privaten Medienkonzerne in Südafrika überwiegend in der Hand von Weißen. Die neue Regierung versucht zwar, mit dem Programm „Black Media Ownership“ Konzerne zum Verkauf von Aktienpaketen an Schwarze zu bewegen, aber das Programm ist nur mäßig erfolgreich. „Die Renditen im Medienbereich sind längst nicht so hoch und schnell wie in anderen Bereichen“, hat mir Mathatha Tsedu von SANEF (South African National Editors Forum) bei einem Besuch bei City Press erklärt. „Das macht sie für Aktionäre nicht sehr attraktiv.“

Maria und ihre Freunde haben das Magazin dann als eigene Online-Zeitschrift gestartet, unter „<http://www.rage.co.za>“ ist es heute online, mit monatlich aktuellen Meldungen über Konzerte, Veranstaltungen und Entwicklungen in der „Urban Culture“. „Black Rage“ heißt die eigene Medienproduktionsfirma, „Outrageous“ das eigene Label. Die drei Freunde geben selber CDs heraus und entwickeln gerade ein Konzept für eine Sendereihe über neue schwarze Musik in Südafrika, die auf dem öffentlich-rechtlichen Fernsehsender SABC1 ausgestrahlt werden soll.

Leben können die drei einigermaßen davon: Die Website ist zwar kostenlos, fungiert aber als Schaukasten, über die diejenigen auf „Black Rage“ aufmerksam werden, die sich für die Straßenkultur der Jugendlichen interessieren. Journalisten nutzen das Insider-Wissen der Rage-Mitarbeiter für eigene Beiträge über die Musik-Szene, Produzenten von Werbe-Clips lassen sich von ihnen beraten, und natürlich soll auch die Musik des eigenen Labels über die Website vermarktet werden.

„Südafrika ist viel mehr als nur Kriminalität. Die Website ist einfach Teil einer Bewegung: die Jugendlichen in den Städten machen ihre eigene Musik, eigene Sendungen, und informieren sich darüber über das Internet“, sagt Maria. „Wir zeigen dieses neue Südafrika, wir sind ein Teil davon.“

## 8. HIV / AIDS – das ungeliebte Medienthema

„Es ist dein Körper! Wenn du HIV-positiv bist, sag deinem Mann, dass du willst, dass er Kondome benutzt!“ Der weiße Mann, etwa Mitte dreißig, blonde kurze Haare, gestikuliert entschlossen mit den Händen. Die schwarze Frau, etwa gleich alt, sitzt ihm gegenüber auf dem Sofa. „Ja, weißt du, nicht alle Frauen haben Arbeit, und sie haben Kinder. Sie fragen: Was soll ich morgen essen, wenn er mich verlässt für eine, bei der er keine Kondome nehmen muss?“

Der Rest der Selbsthilfegruppe schweigt. Es ist nicht einfach, AIDS anzusprechen, nicht in der Beziehung, nicht bei der Familie, nicht in der Arbeit. Die Mitglieder der Selbsthilfegruppe, deren Treffen von der Fernsehsendung „Beat it!“ verfolgt werden, haben diese Gespräche schon hinter sich. Es sind Schwarze und Weiße, eine Muslimin mit Kopftuch ist auch dabei. Sie sprechen Englisch, Afrikaans und verschiedene afrikanische Sprachen, die in der Ausstrahlung auf dem englischsprachigen Privatsender E-TV untertitelt werden. Das neue Südafrika, die Regenbogen-Nation, trifft sich in der HIV-Selbsthilfegruppe.

Hier erfahren sie, dass über AIDS in den Familien geschwiegen wird, in denen der weißen afrikanischen Buren ebenso wie in denen der Schwarzen oder in denen der muslimischen Gemeinden. Aber: Zum Schluss geht es all denjenigen, die diese Gespräche geführt haben, besser. Auch wenn sie viele Jahre gebraucht haben, um es auszusprechen.

„Beat it!“, ein kämpferischer Ausruf, HIV zu begegnen, ist eine Fernsehreihe, deren Stücke jeweils 26 Minuten lang sind. Ein schwarzer Moderator und eine schwarze Moderatorin führen durch die Sendung, manchmal tragen auch sie T-Shirts mit der Aufschrift: „Yes, I am HIV-positive“. Bei den Gesprächen in der Selbsthilfegruppe steuern sie eigene Erfahrungen bei,

denn auch sie leben mit AIDS. Sie sprechen mit Schülern, die HIV-infiziert sind und diskutieren mit Schulleitern, warum es keine Kondom-Automaten in den Schultoiletten geben darf.

„Beat it!“ ist eine Produktion der freien Fernsehfirma „Idol Pictures“, die von den Filmemachern Zackie Achmat und Jack Lewis 1992 gegründet wurde. Die Fernsehreihe wird von verschiedenen NGO-Geldgebern gefördert, die meist aus dem Ausland kommen. Auf dem privaten Sender E-TV lief sie als eine Art Anzeigensendung – nicht nur die Produktionskosten, auch der Sendeplatz musste bezahlt werden. Seit sich die AIDS-Politik der Regierung geändert hat, und seit 2004 Anti-AIDS-Medikamente ausgegeben werden, wurde auch den Fernsehmachern des öffentlich-rechtlichen SABC klar, dass AIDS als Thema im Programm vorkommen muss. Im Juli 2004 startete die neue Staffel von „Beat it!“, die in 26 Folgen am Sonntagnachmittag auf SABC 1 läuft. Für Zackie Achmat und Jack Lewis ist die Produktion von „Beat it!“ eine logische Folge aus ihrem privaten Engagement.

„Wir waren beide bei der Treatment Action Campaign (TAC) aktiv, wir sind beide Filmemacher, da war es klar, etwas zu AIDS zu machen.“ TAC ist die südafrikanische Bürgerbewegung, die sich für eine bessere AIDS-Politik in Südafrika einsetzt, seit sich das Virus Ende der 80er Jahre im Land ausgebreitet hat. Heute kämpft sie dafür, dass retrovirale Medikamente an HIV-Kranke abgegeben werden dürfen, was in Südafrika lange Zeit verboten war. Mit der rasend schnellen Verbreitung von HIV in Südafrika haben sich auch die Themen von „Beat it!“ verändert. Während am Anfang noch Prävention im Vordergrund stand, geht es jetzt vor allem darum, den Alltag der Infizierten lebenswert zu gestalten. In den Townships sterben die meisten Menschen mittlerweile an Tuberkulose (TBC), die sich durch die Immunschwächekrankheit AIDS ungehindert ausbreiten kann, und der die schlecht ernährten und geschwächten Menschen wenig entgegensetzen können. Jack Lewis erklärt: „Es gibt in diesem Land eine unglaubliche Ungleichheit, die sich gerade auch beim Thema AIDS zeigt. Da brauchen wir Medien, die nicht nur Nachrichten bringen und Unterhaltung. Sie müssen auch eine soziale Agenda vorgeben, Themen ansprechen, die in unserem Land gelöst werden müssen. Dafür arbeiten wir mit „Beat it!“.“

## **9. „Giving access“: den Zugang schaffen. Die Gemeinde-Radios**

„Das Geld ist nicht das Wichtigste. Es geht um die Einstellung der Menschen, die muss sich ändern. Sonst kann man in jede NGO so viel Geld reinpumpen, wie man will, das bringt gar nichts. Das Ändern der Einstellung ist schwierig, klar. Man muss bei dem Schulsystem anfangen: die Schule



soll Kinder ausbilden, die sagen: ‚Ja, ich bin für mich selber verantwortlich.‘ Im Moment fallen hier 70 Prozent aller Kinder durch das Raster dieses Schulsystems. Sie haben das Wichtigste nicht gelernt: Sich selber zu organisieren, ihre eigene Zeit und ihre Arbeit einzuteilen, Verantwortung zu übernehmen.“

Faiza Abrahams-Smith leitet das National Radio Community Forum (NCRF), den gemeinnützigen landesweiten Zusammenschluss aller Gemeinde-Radios Südafrikas. In Orlando, Soweto, wurde die NCRF 1993 gegründet, als die ersten freien Community Radios den Sendebetrieb aufnahmen. Für die Gemeinderadios, die aufgrund von spärlichen Werbeeinnahmen in strukturschwachen Gebieten chronisch unterfinanziert sind, ist die NCRF Ansprechpartner für Probleme aller Art. Finanzierung, Programm, Ausbildung der ehrenamtlichen Mitarbeiter, Organisation der Radiostationen. „Die Gründung der MDDA (Media Development & Diversity Agency), die die Gemeinderadios finanziell unterstützen kann, war ein großer Fortschritt: wir haben dafür gekämpft, Lobbyarbeit betrieben. Das Problem ist, dass die MDDA zu wenig Geld hat, um den Gemeinderadios langfristig zu helfen. Die kommerziellen Medien sollten mehr Geld an die MDDA zahlen; bis jetzt reicht das Geld nicht für eine dauerhafte Unterstützung.“

Die Finanzierung der Gemeinderadios wird weiterhin ein Problem bleiben, Werbeeinnahmen sind in strukturschwachen Gebieten kaum zu bekommen, Arme sind keine interessante Zielgruppe für die Wirtschaft. „Natürlich ist noch längst nicht alles perfekt hier in Südafrika. Aber diese Regierung hat schon jetzt mehr für die Armen getan, als alle anderen Regierungen in diesem Land vorher.“ Eng verbunden mit der Unterfinanzierung der Radiostationen ist die Programmproduktion: ohne Geld können keine Transportkosten für Journalisten oder Interviewpartner gezahlt werden, manchmal reicht das Geld gerade für den Strom zum Betrieb der Sendeanlage.

Den Programmaustausch von produzierenden Sendern über Satelliten an neun regionale Verteiler organisiert die NCRF von Johannesburg aus: Themen sind HIV/AIDS, Frauenförderung, Entwicklungsthemen. „Es ist eine Herausforderung für die Gemeinderadios, die Politik für die Menschen zu entmystifizieren, ihnen Informationen zu vermitteln, zu denen sie bis jetzt keinen Zugang hatten. Das ist eine Errungenschaft dieser Radios: einen Informationsfluss zu schaffen, wie es ihn in Südafrika nie vorher gegeben hat.“

Neben den Programminhalten ist auch die Ausbildung der freiwilligen und unbezahlten Mitarbeiter ein wichtiges Ziel der Gemeinderadios. Für viele Menschen in den Townships und den ländlichen Gebieten ist es die einzige Chance, eine Ausbildung zu bekommen, mit der sie später Geld verdienen können. „Die Gemeinderadios bilden aus, und die ausgebildeten Freiwilligen

können dann zu kommerziellen Radiostationen wechseln, und arbeiten dort als Radiojournalisten“ erklärt Faiza Abrahams-Smith. Auch dafür ist das Geld der MDDA notwendig, die erst von der neuen ANC-Regierung ins Leben gerufen wurde. „Es ist keine Honeymoon-Beziehung zwischen der Regierung und uns, wir streiten viel“ sagt Faiza Abrahams-Smith. „Aber es ist unsere Aufgabe als Organisation der Bürger, sie verantwortlich für die Menschen zu machen, sie dazu zu bringen, sich zu engagieren. Es ist ihr Job, wir von der NCRF sorgen dafür, dass sie ihn auch umsetzen.“

## **10. Das Fernsehen: SABC, größter Nachrichtenproduzent Afrikas**

Der Kameramann macht eine Handbewegung zu meinem Handy. Während der Vorspann schon läuft, schalte ich es ab. Sonst hätte es am Ende noch geklingelt, live in der Hauptnachrichtensendung „News“, die täglich auf SABC 3 läuft. Die Sendung wird nicht im Studio produziert, sondern direkt aus der Großraum-Nachrichtenredaktion von SABC gesendet. Während im Hintergrund die anderen Journalisten arbeiten, spricht die Moderatorin die Texte, die sie vorher versucht hat auswendig zu lernen. Einen Teleprompter, der es Moderatoren erlaubt, ihre Texte direkt aus der Kamera abzulesen, gibt es nicht.

„News“ ist die einzige englischsprachige Nachrichtensendung des Tages, die es innerhalb der Programme der drei öffentlich-rechtlichen Fernsehsender SABC1, 2 und 3 gibt. Alle anderen Nachrichten-Sendungen werden in verschiedenen anderen Sprachen gesendet. „Wir senden elfsprachig, das gibt es sonst nirgendwo auf der Welt“, sagt Jimi Mathews, Head of News Department von SABC. Seit der politischen Wende in Südafrika gibt es die elf offiziellen Sprachen in Südafrika, und der öffentlich-rechtliche Rundfunk ist verpflichtet, Nachrichten in allen Sprachen anzubieten. Im Radioprogramm ist das kein Problem, im Fernsehen ist es schwieriger, weil die Produktionskosten hier viel höher sind. „Im Newsroom sprechen alle Englisch, aber unsere Reporter müssen mindestens zweisprachig sein.“ Das Team fährt zum Drehen raus, anschließend wird dasselbe Material mindestens für drei bis vier Sprachversionen genutzt. Regionale Nachrichten gibt es nicht, einzelne Regionalstudios liefern ihre Beiträge nur für das landesweite Programm zu. Gerade für Sprachgruppen, die sich regional genau eingrenzen lassen, wäre ein eigenes Fenster zwar sinnvoll, lässt sich aber nicht finanzieren. So werden die Nachrichtensendungen für die kleineren afrikanischen Sprachgruppen, wie SiSwati und Ndebele, schon nachmittags um 17 Uhr gesendet, wenn sie von einem großen Teil des Publikums gar nicht gesehen werden können. Aus Sicht der Programmierer ist das ver-

ständig: Obwohl SABC ein öffentlich-rechtlicher Sender ist, finanziert er sich zu mehr als 80 Prozent über Werbung. Um den „Audience Flow“ aber zu halten, um also einmal erreichte Zuschauer von einer Sendung in die folgende mitzunehmen, sind Programme in Randgruppensprachen allerdings tödlich. So werden die Nachrichtensendungen der meisten afrikanischen Sprachen auf schlechten Sendeplätzen am Nachmittag versteckt: Damit wird der Programmauftrag zwar erfüllt, den Zuschauern, die einen normalen Arbeitstag haben, aber dennoch Nachrichten in ihrer Muttersprache sehen wollen, nützt das wenig.

„Man kann den größten Teil der Zuschauer nicht einfach ignorieren, und der spricht eben vor allem Englisch“, sagt Jimi Mathews. Englisch als lingua franca auf dem ganzen Kontinent zu etablieren ist auch ein Nebeneffekt des neuen Projektes von SABC: Der Satellitensender SABC Africa, der über dem ganzen Kontinent ausgestrahlt wird. „Seit dem Irakkrieg war klar, dass wir nicht mehr nur von CNN abhängig sein wollen, dass wir einen eigenen Nachrichtensender brauchen, der unabhängig berichtet. Dieser Bereich ist für SABC der interessanteste Entwicklungsbereich, für SABC Africa arbeiten jetzt schon etwa 150 Mitarbeiter, wenn die technischen Mitarbeiter eingerechnet werden.“ Dabei soll SABC Africa, produziert in Johannesburg, mehr sein als eine Abspielstätte von Bildern und Texten internationaler Bild- und Textagenturen. „Wir haben extra ein News Desk hier und ein weiteres in Äthiopien für SABC Africa. Oft schicken wir Reporter raus, die nur für diesen Sender berichten. Das wollen wir ausbauen“, sagt Jimi Mathews.

„In den anderen afrikanischen Ländern wird SABC Africa oft kritisch gesehen. Viele denken, SABC will einfach nur das CNN von Afrika werden. Eine Art Medien-Imperialismus. Schon heute ist Südafrika das Land, das in Afrika den Ton angibt, wirtschaftlich und auch politisch“, sagt Peter Schellschmidt, Leiter der Medienprojekte der Friedrich-Ebert-Stiftung im südlichen Afrika, mit Sitz in Windhoek, Namibia.

Die eigenen SABC-Nachrichten „News“ werden jetzt schon auf SABC Africa ausgestrahlt und können in mehr als 40 afrikanischen Ländern empfangen werden.

Für heute ist die Nachrichtensendung aber erst einmal zu Ende. Das Gesicht des neuen Südafrika geht sich abschminken, es ist weder schwarz noch weiß: die Moderatorin gehört zur Gruppe der Südafrikaner indischer Herkunft.

## 11. Die Medienwissenschaft und die NGOs: Prof. Tuwana Kupe und Jane Duncan

Es dauert eine Weile, bis ich den Seminarraum an der Witwatersrand University, kurz „Wits“ genannt, gefunden habe. Das liegt nicht nur an der verwirrenden Architektur auf dem Campus, sondern auch daran, dass ich ohne Studenten-Chip nicht durch die Sicherheitsschleuse am Eingang komme. Erst ein Pförtner, den ich über ein Außentelefon herbeirufen kann, lässt sich davon überzeugen, dass ich wirklich zu einem Seminar will, ohne als Studentin eingeschrieben zu sein.

Etwa zwanzig Studenten sind gekommen zu der Veranstaltungsreihe „Transformation of the Media – Reflections on Ten Years of Freedom“, die Tuwana Kupe, Professor für Medienwissenschaften, zusammen mit Jane Duncan, Leiterin des FXI (Freedom of Expression Institute), an der Wits University durchführt.

„Die Medien in Südafrika haben sich in den letzten Jahren ähnlich entwickelt wie in Ost-Deutschland“, beginnt Professor Kupe, „weg von staatlich kontrollierten Medien zu einer privaten Medienwirtschaft.“ Ich überlege, ob ich vielleicht einige Unterschiede zwischen beiden Systemen klarstellen soll, entscheide mich aber dagegen. Schließlich geht es nicht um die spezielle Situation ostdeutscher Medien, sondern um Südafrika.

Tuwana Kupe spricht viele Probleme der letzten zehn Jahre an, die mir auch verschiedene andere Interviewpartner immer wieder bestätigt haben. Zum einen kam es nach der politischen Wende fast in allen Redaktionen zu einem kompletten Austausch des Personals. In öffentlich-rechtlichen Medienanstalten sollten die Stellen nun vor allem mit „formerly underprivileged persons“ (FUP) besetzt werden, eine Regel, die auch alle Betriebe betrifft, die mit Regierungsbehörden zusammenarbeiten; das Prinzip der „affirmative action“ ist dabei aus den USA übernommen worden. Viele Weiße sahen darin zum einen das Ende ihrer Karrierechancen in Südafrika; zum anderen waren nach der Wende auch die Reisebeschränkungen gelockert, viele weiße Journalisten leben und arbeiten seitdem dauerhaft in den USA oder Großbritannien.

Eine neue Regierung musste relativ schnell besetzt werden: Gerade Journalisten wechselten in großer Zahl in die Politik oder wurden Pressesprecher für Behörden und Regierungsinstitutionen. Es kam zu einer „Juniorisation“, zu einer radikalen Verjüngung der Redaktionen: Die neuen, nachrückenden Journalisten hatten relativ wenig Erfahrung. Obwohl das nun schon zehn Jahre her ist, hat sich das Grundproblem nicht wesentlich geändert. „Die Gehälter, die in Südafrika im Journalismus heute gezahlt werden, sind meist so niedrig, dass die Leute nach der Einarbeitungsphase

schnell die Branche wechseln. Kaum jemand in den Redaktionen hat mehr als fünf Jahre Arbeitserfahrung“, hat mir Mathatha Tsedu von SANEF erklärt. Das schlägt oft auf die Qualität der Berichterstattung, Lösungen sind für dieses Problem nicht in Sicht. „Guter Journalismus, der viel Zeit für Recherche braucht, dafür aber Missstände aufdecken kann, rechnet sich finanziell oft nicht; das ist in Südafrika auch nicht mehr anders als in westlichen Industrienationen. Früher wurden Themen der Schwarzen von den weißen Medien unterdrückt. Im Prinzip ist das heute anders, aber wenn beispielsweise in Soweto der Strom abgeschaltet wird, weil die armen Leute dort die Rechnungen nicht bezahlen können, dann berichten die Zeitungen darüber kaum. Das ist kein politischer böser Wille. Aber die kommerziellen Medien, wie Tageszeitungen, berichten eben über Themen, die ihre Leser interessieren. Sie zielen auf kaufkräftige Lesergruppen, denn die sind attraktiv für die Anzeigen, die die Zeitung finanzieren. Die Bewohner der Townships aber sind arm, sie sind keine Bevölkerungsgruppe, die für die Wirtschaft interessant ist, denn sie können nichts kaufen. Das ist ein Problem unseres kommerzialisierten Mediensystems: dass die Interessen der Armen nicht wahrgenommen werden“ sagt Jane Duncan, Leiterin des FXI, die im Anschluss an Prof. Kupe spricht.

Die zuhörenden Studierenden nicken beifällig. Ob sie die neue soziale Bewegung bilden werden, um das Mediensystem der Zukunft zu befreien, wie Jane Duncan es fordert?

## 12. Der Abschied

Mein südafrikanischer Mitbewohner bringt mich zum Flughafen in Johannesburg. „Und, wie war es?“ fragt er mich, als wir nach dem Einchecken des Gepäcks noch einen Kaffee trinken und darauf warten, dass ich boarden kann. „Anders“, sage ich. „Nüchterner.“ Das Land aus meinen Kindheitsträumen, das wunderbare Urlaubsland, das Vorzeigeland eines neuen Südafrika mit friedlichem Übergang, es ist realer geworden. Ich habe den Lack der Oberfläche abgekratzt, und darunter war nicht nur die freundliche Regenbogensnation.

Jeremy, mein Mitbewohner, ist typisch für viele südafrikanische Weiße, die ich in meiner Zeit von Februar bis April 2004 getroffen habe. Geboren in Namibia, aufgewachsen in Zimbabwe, das damals noch Rhodesien war. Sein Vater hat dort eine Mine geleitet. Zum Internat ging es erst mit bewachtem Autokonvoi, und als auch das zu gefährlich wurde einmal im Monat mit dem Flugzeug nach Hause. Als die ersten Einschusslöcher am Flugzeug zu sehen sind, verlässt seine Familie das Land, und zieht nach Johannesburg,

Südafrika. Heute arbeitet er als Ingenieur in einer Softwarefirma. Alle seine Freunde sind Weiße.

Er möchte, dass ich einen guten Eindruck von Südafrika mitnehme. „All das, was du hier siehst, die Straßen, die Städte, die Autos – und, woher kommt das? Wer hat den ganzen Wohlstand hier aufgebaut?“, fragt er. Nein, denke ich, den Gefallen tue ich ihm nicht. Ich sage nicht: „Die Weißen“, sondern etwas anderes. „Das Land verdankt den Reichtum seinen Goldminen. Die konnten billig ausgebeutet werden, weil die Schwarzen dort für wenig Geld zur Arbeit gezwungen wurden. Sie mussten der Regierung Steuern zahlen, mit Geld, das auf dem Land nicht zu verdienen war. So hat es die weiße Regierung geschafft, die Männer zum Abwandern in die Minen zu bringen, um dort für wenig Geld einen lebensgefährlichen Job zu machen.“

„Ja? War das so? Das wusste ich gar nicht, das mit den Steuern“, sagt Jeremy, der weiße Südafrikaner.

Abends wird er wieder mit seinen Freunden am Pool sitzen, während die schwarzen Hausangestellten die auf der Straße geparkten Autos vor möglichen Diebstählen bewachen, und wird mit ihnen darüber sprechen, dass es diesem Land nicht gut geht, dass alles so gefährlich ist. Und morgen früh wird er die Alarmanlage entschärfen, die bei Überfall die „Armed Response“-Truppe losschickt, die bewaffnet gegen mögliche Einbrecher vorgeht. Dann wird er Rory, seinen achtjährigen Sohn, zur Schule fahren.

Die Schulen, Bildungsstätten der Nation, die zu Apartheidszeiten streng nach Hautfarbe getrennt waren, sind heute verpflichtet, alle Schüler aufzunehmen. „Das führt dazu, dass das Niveau sinkt, denn die meisten Schwarzen haben keine gute Bildung. Deshalb geht Rory, und alle Kinder meiner Freunde, zu Privatschulen.“ Heute verläuft die Wohlstandsgrenze in Südafrika nicht mehr entlang der Hautfarben, sondern entlang der Einkommensgrenzen.

Südafrika ist also angekommen im Alltag der halb-industrialisierten Schwellenländer, bei dem eine arme Mehrheit und eine reiche Minderheit oft unvermittelt nebeneinander leben.

Aber dann muss ich an Frieda denken, die Putzfrau. Alle Bilder hängen nach dem Abstauben immer schief, denn das räumliche Sehen klappt nicht mehr: Frieda ist auf einem Auge blind. „My Zoetie-Love“ hat sie mich genannt, eine afrikaans-englische Wortschöpfung, es mag so viel wie „meine süße Liebe“ heißen. Sie ist weit über 60 Jahre alt, trägt eine dicke, uralte Hornbrille, und das weiß angelaufene, blinde Auge ist in ihrem schwarzen Gesicht sehr deutlich zu sehen. Ihr Lächeln aber, mit vielen Zahnlücken, ist unschlagbar. „Come back, my Zoetie-Love“, hat sie mir zum Abschied gesagt.

**13. Dank**

Bei der Heinz-Kühn-Stiftung möchte ich mich für die Unterstützung meiner Recherche-Reise bedanken, besonders bei Ute Maria Kilian – vor allem für das Versprechen, sie jederzeit auf dem Handy anrufen zu können. Und obwohl Südafrika kein Bürgerkriegsland ist, hat es mich ungemein beruhigt, die Heinz-Kühn-Stiftung auf dieser Reise als Unterstützung hinter mir zu haben.